

Linked Knowledge – Open Libraries¹

Andreas Degkwitz

Aus: Bibliotheksdienst,
Band 46, Heft 7, Seiten 570-577,
ISSN (Online): 2194-9646,
ISSN (Print): 0006-1972,
DOI: <https://doi.org/10.1515/bd.2012.46.7.570>.

In Zeiten technischer Innovation und beginnender Transformation sind oft noch nicht die Worte gefunden, mit denen das „Neue“ beschrieben oder bezeichnet wird. Von daher bleibt nichts anderes übrig, als den neuen Wein in alten Schläuchen zu transportieren, auch wenn das „Alte“ das „Neue“ auf diese Weise gar nicht mehr fasst oder nicht mehr zu fassen vermag. Auf der sprachlichen Ebene haben wir damit die Ebene der Metapher bzw. Übertragung von Bedeutung erreicht. So gesehen leben wir nicht nur in einer Zeit der technischen Übertragung von Daten und Informationen, sondern eben auch in einer Zeit der Metapher, wofür das Wort „Bibliothek“ ein sehr gutes Beispiel gibt. Denn was haben der Ordner „Bibliothek“ auf unserem Desktop oder die Gen- oder Softwarebibliotheken mit der Einrichtung zu tun, die über Jahrhunderte als Schatzkammer des Wissens oder als Gedächtnis der Menschheit „Bibliothek“ genannt wird? Allein die auf Dauer angelegte Verwahrung scheint die Bezeichnung „Bibliothek“ noch zu rechtfertigen – vom „Büchergestell“ findet sich keine Spur! Aber wie sollen wir dergleichen anders bezeichnen denn als „Bibliothek“? Noch fehlt uns das richtige Wort.

Was an dieser Stelle auseinander driftet, findet sich in vergleichbarer Weise an Beispielen jüngster Bibliotheksarchitektur: Form und Funktion entfernen sich, lösen sich voneinander und – interessant – haben dabei den Namen „Bibliothek“ teilweise auch schon aufgegeben. Das Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum (IKMZ) der Technischen Universität Cottbus ist ein solches Beispiel. Das von den Architekten Herzog & de Meuron 2001 bis 2004 errichtete Gebäude, das mit seinem amöbenartigen Grundriss einen viel gerundeten, mehr noch geschwungenen Solitär in den Konturen einer Alvar-Aalto-Vase darstellt, beherbergt die Bibliothek der Cottbusser Universität, ohne dass das Gebäude die typischen Architekturmuster einer (traditionellen) Bibliothek aufweisen würde – das sind: Lesesaal und Magazin. Vielmehr treten Besucher und Nutzer der Bibliothek in ein schrill wirkendes Meer von Spektralfarben ein, aus dem heraus eine Guggenheim-Treppe zu Bücherregalen, Arbeits- und Leseplätzen und – nicht zuletzt – zu Event- und Kommunikationsflächen führt. Allein die mit Buchstaben aller Alphabete verpixelte Glasfassade mag auf die Funktion des Hauses als Bibliothek verweisen. Etwas überspitzt ließe sich sagen, dass auf dem, was auch immer IKMZ ist und bedeutet, das Label „Bibliothek“ im wahrsten Sinne des Wortes steht, so dass der Besucher das „IKMZ“ bewundert, doch erst mit den Buchstaben auf der Fassade das Haus als Bibliothek verstehen kann.

1 In gekürzter Form ist dieser Beitrag mit dem Titel „Superdome des Wissens“ im „Tagesspiegel“ vom 22.06.12 erschienen, s. <http://www.tagesspiegel.de/wissen/bibliotheken-im-21-jahrhundert-superdome-des-wissens/6656780.html>

Einen fast konträren Weg geht das Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, als dessen architektonisches Grundmuster und Leitmotiv das „Büchergestell“ zu erkennen ist. Der Charakter dieses „Gestells“ setzt sich nicht nur in den streng symmetrischen Rastern des Gebäudes um, sondern wirkt bis in die Anlage und Ausstattung des terrasierten Lesesaals fort. Auf den ersten Blick wird im Grimm-Zentrum der Beweis angetreten, dass „Bibliotheken“ unabhängig von allem Medienwandel weiterhin „Bibliotheken“ sind. Der zweite Blick in das architektonische Herz des Gebäudes zeigt, dass die Leseterrassen zwar von Buchbeständen umgeben, dort selbst keine Buchbestände zu finden sind, sondern Lesende, Forschende, Lernende gleichsam als Akteure auf die Regale des Wissens stellen. Mit einer solchen „Living Library“ gehen Form und Funktion eine Symbiose ein, die vor dem Hintergrund ihrer traditionellen Verbindung *auch* zur Metapher wird, in dem *wir* – PC- und iPhonebewehrt – anstelle von Büchern in den „Büchergestellen“ sitzen: IT-gestützte, vernetzte Wissensgesellschaft im Rahmen des bibliophilen Paradigmas – nicht zuletzt wird diese Metapher mit der Benennung des Zentrums nach den Universalgelehrten des buchintensiven 19. Jahrhunderts Jacob und Wilhelm Grimm deutlich verstärkt.

Wandel der Kulturtechniken

Die aktuelle Bibliotheksarchitektur adressiert Bibliotheken in deutlich stärkerem Maße als je zuvor als soziale Räume für Information und Wissen. An solchen transitorischen Orten, die das Zusammenspiel unterschiedlicher Kommunikations- und Medienformate ermöglichen, erleben sich Leser, Surfer und Talker als Flaneure des Wissens. Ein besonderer Anreiz ist dabei das Spannungsfeld von Individualität, Sozialität, Ubiquität und Vereinsamung. Allerdings repräsentiert Bibliotheksarchitektur auch Wissensverständnis und Wissenskultur, so dass sich gerade im Wandel von den gedruckten zu den digitalen Medien die Frage nach Auftrag und Funktion von Bibliotheken stellt. Die Fragestellung hat einerseits mit Kulturtechniken und andererseits mit dem darauf aufsetzenden Wissensverständnis zu tun – vor folgendem Hintergrund: Schon immer haben Menschen sich darum bemüht, große Herausforderungen an Technik auszulagern. Ein sehr gutes Beispiel dafür ist das Automobil, an das vor allem körperliche Bewegung von A nach B ausgelagert wird. Seit einigen Jahrtausenden lagern wir unser Gedächtnis zunächst an die Technik der Schrift, dann an beschriftete Trägermedien (Papyrus, Pergament, Papier) und nun an Computer, Netze und Software aus. Indem wir Verarbeitung (Processing), Verbreitung (Distribution) und Speicher (Memory) auf Server und Netze auslagern, sind wir in der Situation, in einem Umfang auszulagern, der uns bisher nicht zur Verfügung stand: Wir konnten noch nie so viel an Gedächtnis, Verarbeitung und Verbreitung auslagern wie es uns heute möglich ist. Aber wir laufen

auch Gefahr, durch Auslagerung zu verlieren, so dass sich die Frage stellt: Was machen wir mit diesen neuen Maschinen und was machen diese Maschinen mit uns?

In einer ersten Annäherung sind die neuen Medien durch Entmaterialisierung dessen charakterisiert, was zu früheren Zeiten eine fast handwerkliche Arbeit darstellte und als solche erfahrbar war. Vom frühen Christentum und vom Mittelalter ausgehend, versteht sich der lesende und schreibende Zugang zur „Heiligen Schrift“ zugleich als Ausübung und Vertiefung christlichen Glaubens. Schon das materielle Gewicht von Codex und Pergament sowie die handwerkliche Fertigkeit des Umgangs mit Schrift und Manuskript waren Grundlage und Voraussetzung für vielfältige Formen von Spiritualität, wie sie nur eine Botschaft motivieren kann, die sich als „Heilige Schrift“ begreift und die sich als Text und Buch in einer ganz anderen Weise repräsentiert als es dem späteren Verständnis von Text und Buch entspricht. Es gehört auch zu den Folgen des Wandels von Kulturtechniken, dass uns das Erlebnis mittelalterlicher Spiritualität bei der Lektüre der „Heiligen Schrift“ nicht mehr möglich ist. Das gedruckte gebundene Buch macht die Bibel zum Text, das Paperback oder Taschenbuch zur Information, die HTML- oder PDF-Version zum Datencontainer, doch davon später mehr.

Viele Phasen und Zwischenstufen wären zu nennen, um den Weg vom mittelalterlichen Codex zum gedruckten Buch auszuleuchten – ausgelöst durch die Erfindung Gutenbergs. Was wird anders mit dem „Buch“? Mit dem Buch wird die Schrift zum Text als Vermittler von Anschauung, als Gegenstand von Diskussion und als Auslöser für Reflexion. Als Text wandelt sich Schrift vom religiösen Mythos zum Logos der Aufklärung, als Text wird Geschriebenes „logifiziert“ – im Text findet Schrift Strukturierung oder „Vernunft“: Gliederung und Layout prägen das Druckwerk als Träger des Textes, der kein Gebet mehr ist, sondern Gelehrsamkeit dokumentiert und der sich nicht mehr als Ausdruck göttlicher Offenbarung, sondern als Schöpfung menschlicher Erkenntnis versteht. Buch und Text erobern die Wissenskultur, werden zu Protagonisten intellektueller Diskurse, Grundlage der Bildung und Projektionsfläche der Theorie.

Doch wie und warum kommen Bücher als Träger von Texten in Bibliotheken? Im Rückgriff auf das aristotelische Wissensverständnis setzen neue Erkenntnisse auf dem Stand des bisher Erkannten auf. Wissenschaft steht in einem Kontinuum tradierten Wissens. Der Ort, der Zugang zu diesem „Gedächtnis“ schafft, ist die Bibliothek, die zugleich ein Ort der Verarbeitung und der Verbreitung von Wissen ist. Doch damit noch nicht genug: Repräsentiert sich das Wissen von Welt im Buch, repräsentiert sich das Bücherwissen der Bibliotheken in Katalogen, die sich in fachlicher Hinsicht an der jeweils geltenden Wissenschaftssystematik orientieren. Bemerkenswert ist, dass im Regelfall nicht ein Text, sondern ein Buch zur Verzeichnung kommt, Text und Buch also verschmelzen – ein Phänomen, das nicht nur in Bibliotheken zu beobachten ist, sondern die Rezeptionskultur des Lesens wie die

Kultur der Autorschaft prägt: wir lesen und schreiben Bücher, obwohl wir eigentlich Texte erstellen und rezipieren!

Texte, Daten, Bilder, Wissen

Aus einer rein technischen Sicht verstehen sich Texte als Inhalte in geschriebener Sprache, die durch eine lineare Abfolge alphanumerischer Zeichen konstituiert sind. Ein solches Textverständnis ist wesentlich für darauf aufsetzende, technische Arbeitsschritte zur IT-gestützten Verarbeitung von Texten. Der diesen Verfahren zugrunde liegende, binäre Code, der die alphanumerischen Zeichen konstituiert, legt die Annahme nahe, dass es dabei weniger um die Verarbeitung von Texten als vielmehr um die Verarbeitung von Daten geht. Denn dem Code des Alphabets wird ein Code zugrunde gelegt, der die Schrift als Abfolge binär codierter Buchstaben abbildet oder simuliert. Die Umsetzung des Zeichencodes in Schrift und in den sich daraus ergebenden Text ist nichts anderes als die Konfiguration oder ein „Ausgabeformat“ von Daten, die nur deshalb als alphanumerische Zeichenfolge umgesetzt sind, weil wir diese bis dato besser und schneller aufnehmen und rezipieren können als alle anderen grundsätzlich denkbaren Ausgabeformate, die der Binär-Code editieren kann.

Der maschinell erstellte Text ist von daher eine Abfolge binär codierter Daten, wie es der am Computer lesbare Text ebenfalls ist. Dabei werden Daten als Zeichen oder Zeichenfolgen mit – im Regelfall sehr unterschiedlichen und sehr unterschiedlich ausgeprägten – Strukturinformationen (Metadaten) verstanden. Deutlich wird das gerade auch bei Texten, die maschinell verarbeitet werden können und deshalb z.B. als HTML- oder XML-File zu strukturieren sind. Zwar greift die Strukturierung nach HTML oder XML die aus der Printwelt bekannten Strukturierungsinformationen auf, da offenbar bisher keine besseren Strukturierungsmodelle bestehen. Doch im Ergebnis konvertiert dieser Prozess den Text zum Datenpool oder Datencontainer, den die weitere maschinelle Verarbeitung, Verbreitung und Speicherung erforderlich macht. Die Repräsentation von Wissen erfolgt damit in Daten und Datenbeständen, die in unterschiedlichsten Formaten mit sehr heterogenen Provenienzen auf Computern und in Netzen verfügbar sind

Ob der Wandel vom Pergament zum Papier, von der Handschrift zum Buchdruck, von der Schrift zum Text ein größerer, weitreichenderer war, als der von Druckwerken zu Maschinen und von Texten zu Daten? Gravierend ist der Medienwandel auf jeden Fall und ist ähnlich den Etappen, die ihm vorausgingen, mit einem neuen Wissensverständnis verbunden; das konfrontiert uns mit dem Thema der Informationsflut, die eigentlich eine Datenflut ist und uns als Informations- und Wissensgesellschaft charakterisiert. Dabei meinen wir in einer Wissens- und Informationsgesellschaft zu leben und müssen uns immer wieder aufs Neue unser Nicht-Wissen eingestehen. Erklären lässt sich dies vielleicht so, dass wir einerseits einen schier unbegrenzten Zugang zu „Wissen“ haben, dass wir uns aber anderer-

seits kaum in der Lage sehen, dieses „Wissen“ zu rezipieren. Wahrscheinlich verstehen wir unser Unvermögen besser, wenn wir nicht von Wissen, sondern mehr von Informationen und noch besser von Daten sprechen, deren Fülle zu verarbeiten uns in jeglicher Hinsicht überfordert.

An dieser Stelle hilft uns das der neuen Kulturtechnik innewohnende Potenzial, Gedächtnis- und Verarbeitungsleistungen in einem bisher ungekannten Umfang auslagern zu können. So übertragen wir die Verarbeitung von Daten sowie deren Recherche und Speicherung an Server, Software und Netze. Dabei stellt sich in der weiteren Folge die Frage, zu welchem Verständnis von Wissen diese Kulturtechnik führt. Denn bei dieser Repräsentation des Wissens geht es offenbar weniger darum, theoriebasiertes Wissen hervorzubringen. Vielmehr führen die datengestützten Verfahren zu empirischer Forschung, für die Analyse und Auswertung ermittelter Daten kennzeichnend sind. Mit Hilfe von Maschinen (Endgeräte, Netze, Software und Server) werden Daten recherchiert, aggregiert, prozessiert und evaluiert, um auf diese Weise Aufschlüsse und Antworten zu empirischen Fragestellungen zu gewinnen.

Dabei geht es über die Fragestellungen der klassischen Erfahrungswissenschaften (Medizin, Natur- und Ingenieurwissenschaften) hinaus verstärkt auch um geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Forschungen, die auf diesem Wege historische Zusammenhänge rekonstruieren, aktuelle Entwicklungen analysieren und künftige Szenarien prognostizieren. Deutlich wird, dass sich so neue Forschungsfelder eröffnen, die mit den vorausgegangenen Kulturtechniken nicht hätten bearbeitet werden können: Linguistische Forschungen können durch Ton- und Textdokumente signifikant ergänzt werden. In den Kunstwissenschaften werden epochen- und standortübergreifende Bildvergleiche möglich. Die Simulation von Artefakten kann Gemälde, Gebäude, Plastiken oder Skulpturen virtuell rekonstruieren. In den Geschichtswissenschaften lassen sich mit digitalisierten Urkunden, Dokumenten, Bildern, Büchern, Gegenständen und Filmen historische Entwicklungen in allen Lebensbereiche vielfältig belegen und veranschaulichen. Damit hat sich das Wissensverständnis zu einer datengestützten Empirie gewandelt, die auch in Fachdisziplinen, die bisher eher theorieorientiert agierten, den textbezogenen, spekulativen Ansatz von Theorie in den Hintergrund drängt. Das in Servern und Netzen repräsentierte, empirische Wissen ist ein Ergebnis maschinengestützter Filter- und Selektionsverfahren, deren inhaltliche Parameter am Frontend vom Nutzer (nicht Leser) gesetzt werden. Die neuen Medien begründen damit die aus Daten gewonnene Empirie als neues, aktuelles Wissensparadigma.

Mit Blick auf die skizzierten Entwicklungen stellt sich die weitere Frage, welches Format die Daten der Empirie in einen Zusammenhang bringt, der uns die Daten verstehen lässt. Wie lassen sich die Wissensergebnisse und die sie begründenden Datenbestände in ihrer Komplexität rezipieren? Diese Funktion hat für die schrift- und buchgebundene Aggregation der Text. Daten hingegen können weder ag-

gregiert noch analysiert oder ausgewertet werden, wenn sie nicht „ins Bild“ gesetzt werden – genauer gesagt, in einen Kontext gesetzt werden, der, wie es Bilder vermögen, Komplexität reduziert, indem Komplexität veranschaulicht wird. Die Informationstechnik hat vielfältige Möglichkeiten, die Aggregation von Datenbeständen in dieser Weise zu präsentieren – mit anderen Worten: zu visualisieren oder zu simulieren. Der Kontext, der Schrift und Text auf dem Gebiet maschinenlesbarer Daten ersetzt, ist in einem sehr umfassenden Sinne das „Bild“, das ein technisches Bild ist und uns in Baumstrukturen, Buchstabenfolgen, Diagrammen, Grafiken, Präsentationen und in welcher Gestaltung auch immer – durchaus auch bewegt und dreidimensional – begegnet: Das Spektrum reicht von Tortendiagrammen für statistische Erhebungen über Ablauf- und Organisationsmodelle bis hin zu komplexen Simulationen, die datenbasierte Kontexte visualisieren, die ohne diese Form der Veranschaulichung weder erkennbar noch nachzuvollziehen wären. Daten müssen „ins Bild“ gesetzt werden, um wahrgenommen und verstanden werden zu können. Insofern ist der Kontext für die Aggregation von Daten das Bild – allerdings ein Bild, das auf der Basis der ihm zugrunde liegenden Daten interoperabel ist und deshalb verarbeitet und verändert werden kann.

Linked Knowledge – Open Libraries

Angesichts dessen führt die Auslagerung an die Kulturtechnik des Computers zu Datenbeständen, deren Verarbeitung und Kontext die Maschine als Bild ausgibt. Im Unterschied dazu brachte uns bisher die Kulturtechnik der Schrift zum Text, den die Kulturtechnik des Buchdrucks in die Monographie oder Zeitschrift überträgt. Diese Differenz ist entscheidend und verdeutlicht zugleich den kritischen Punkt, an dem Bibliotheken in ihrer Weiterentwicklung stehen. Bibliotheken sind – grundsätzlich unabhängig vom Trägermedium – am Paradigma „Buch“ orientiert, da sie ihre Leser primär mit Texten versorgen. Die Versorgung mit Daten ist ein neues Paradigma, an das Bibliotheken nur mittelbar anknüpfen können – und insofern auch nicht an die Ausgabeform von Daten im Bild. Dass im Zusammenhang mit dem Paradigma „Daten“ auch neue technische Verfahren zum Einsatz kommen, ist in keiner Weise zu unterschätzen, trifft den Wandel aber im Grundsatz nicht. Für digital verarbeitete Daten stehen Bibliotheken – und übrigens nicht nur Bibliotheken – bisher noch nicht wirklich verlässliche Instrumentarien für ihre Erfassung, Nachnutzung und Speicherung zur Verfügung; es fehlen Methoden und Verfahren, die die mit den Daten verbundenen Herausforderungen – auch im Hinblick auf ihre Bewertung, Selektion und Qualitätssicherung – nachhaltig aufgreifen und lösen können. Einen Einstieg in die Welt der Daten erleben die Bibliotheken mit den elektronischen Versionen von Büchern und Zeitschriften – und selbstverständlich mit Fachdatenbanken und ihren eigenen Online-Publikumskatalogen. Doch sind mit Ausnahme der Fachdatenbanken die Formate der E-Books

und E-Journals sowie der „eigene“ Online-Katalog noch zu stark vom Paradigma „Buch“ geprägt, um vom Datenmanagement als neuem Paradigma bibliothekarischer Services wirklich sprechen zu können.

Was ist die Zukunft des Wissens? Dass es sich primär datenzentriert und maschinenbasiert darstellen wird, wurde deutlich gemacht. Hinzu kommt der möglicher Weise neue Aspekt der Bedeutung interoperabler Bilder als Format für die Darstellung datengestützter Ergebnisse, mit dem das Format des Textes zunehmend in den Hintergrund tritt. Darüber hinaus beruht die Zukunft des Wissens auf permanenter Verlinkung und Vernetzung von Datenbeständen und auf einem hohen Grad an Kollaboration und Zusammenarbeit. Voraussetzung dafür sind Einsatz und Entwicklung von Werkzeugen (Science Apps), die als weitgehend frei nutzbare Softwarekomponenten und nicht als ‚monolithisch‘ umfassende Applikationen zur Verfügung stehen. Die Zukunft des Wissens wird eher weniger gedruckte Bücher und Zeitschriften kennen und dennoch sehr Vieles ausdrucken; sie wird allerdings Texte nur *nutzen*, wenn es um relevant erscheinende Informationen geht – im besten Sinne des Wortes „gelesen“ werden Texte voraussichtlich immer weniger. Also künftig ausschließlich Data Exploration und Datencenter, mobile Endgeräte, Informationen und Discovery-Tools, schnelle Netze und Supercomputer?

Vielleicht wird doch weiterhin der Spagat oder die Vielfalt an Medienformen existieren, die Bibliotheken sicher auch künftig prägen, auch wenn sie sich längst neuer Aufgaben gewidmet haben. Denn wenn wir die Gedächtnisfunktion von Bibliotheken und das Schlagwort „Multimedia“ ernst nehmen, dann sollten dazu auch – gedruckte – Formate gehören, die nicht zwingend auf Bits und Bytes beruhen. Die Verbindung von Multimedialität, Verlinkung und Vernetzung wird allerdings für das künftige Wissen ein sehr partizipierend ausgelegtes Kontinuum generieren, in dem medial sehr viel mehr vorgehalten und partizipiert werden kann, als es papiergebundenes Wissen je ermöglichen könnte. In welcher Weise für ein solches Szenario Orientierung und Überblick gewährleistet werden kann, bleibt sicher abzuwarten.

Cloud und Kult

Nochmals zum Thema der Auslagerung an Kulturtechniken: Was wir im Übergang zu den digitalen Daten und Medien verlieren, ist in einem ersten Schritt „Materialität“. Die fortschreitende mediale Entmaterialisierung hat zur Folge, dass wir zunehmend zu dem, was wir Wirklichkeit nennen, in Distanz treten und diese im äußersten Fall sogar verlieren. Allem Anschein nach steht dies in einem direkten Gegensatz zu dem Wissensverständnis der Empirie, das oben als Gegenstand und Ziel datengestützter Wissensgüter erkannt wurde. Die Genese oder Gewinnung von computerbasiertem Wissen erfolgen aber im Regelfall so, dass wir nur zu erfahren und zu wissen glauben, wenn wir uns dabei auf eine Wirklichkeit beziehen,

die wir uns zuvor – maschinell – geschaffen haben. Fast ließe sich von einer neuen Art von Experiment oder Labor sprechen. Wir generieren Daten oder greifen auf maschinell generierte Daten zurück und legen diese unseren Analysen und Auswertungen zugrunde. Mit anderen Worten: Wir schaffen eine Realität, die keine konkrete, physische Realität, keine spekulativ gebrochene Realität, sondern eine virtuelle Realität ist – eine Realität, die maschinell simuliert ist und von daher in ihrem Wesen und Wirken der physischen Realität gleichen soll: Virtualität enthält die Daten und Datenbestände, die Grundlage für die Verarbeitung und Aggregation des erstrebten, empirischen Wissens sind. Anders gesagt: Wir wissen, indem wir generieren, was wir nicht wissen, und machen uns auf dieser Grundlage ein „Bild“, das wir als Empirie verstehen. Dass wir mit Virtualität auch Gefahr laufen, an Wirklichkeitsbezug zu verlieren, ist der Preis der Auslagerung. Zugleich bietet uns die virtuelle Realität gewaltige Mehrwerte, indem sie eine Mehrfachverarbeitung von Datenbeständen erlaubt, die uns neue Forschungs- und Wissensgebiete eröffnet. Alle Daten, die wir generieren, und alle Daten, die sich – interoperabel – ins Bild setzen lassen, können beliebig verlinkt und verknüpft und immer wieder zu neuen, unterschiedlichen Zwecken verarbeitet werden. Für die Generierung und Verbreitung von Wissen ist das ein enormer Gewinn.

Wird es in Zukunft noch Bibliotheken geben – „richtige“ Bibliotheken? Oder sind das, was wir gegenwärtig im Sinne der eingangs genannten Metapher „Bibliotheken“ nannten, künftig „Content-Provider“ oder „Data-Center“, die weder die Räumlichkeiten von Bibliotheken brauchen noch in irgendeiner Weise auf eine Identifizierbarkeit als Kommunikations- oder Lernorte angewiesen sind? Die Bereitstellung, Verbreitung und Verfügbarkeit digitaler Daten und Inhalte benötigen in der Tat keine Gebäude, wie sie Bibliotheken haben. Im Sinne der aktuellen Kulturtechnik lassen sich diese Materialien auslagern: In's Internet! Bibliotheken mögen dann auf „Wolke 7“ oder gar in „Wolkenkuckucksheim“ lokalisiert sein – also auf jeden Fall in einer Sorte „Cloud“. Doch so recht glauben mag man das nicht, und ich persönlich habe große Zweifel, ob die europäische Tradition des akademischen Diskurses tatsächlich ihr „Domizil“ aufgeben möchte, zu dem auch die Bibliothek gehört. Anders gesagt: In der europäischen Geistesgeschichte vollzog und vollzieht sich Vieles über den Wolken und dennoch hat man Kirchen gebaut. Für welchen „Kult“ auch immer wurden und werden in der europäischen Tradition stets öffentliche und der Öffentlichkeit zugängliche Orte benötigt – neben Domen, Kathedralen, Kirchen, Residenzen, Museen, Theatern, Arenen, Bahnhöfen, Banken, Kaufhäusern, Sportstadien gehören dazu auch Bibliotheken als „Superdomes of Knowledge“. Mich lässt die Vermutung nicht los, dass sich dies fortsetzen wird, auch wenn die Wolke des Wissens solche Räumlichkeiten nicht erfordert. Doch die Wissensgesellschaft sind *wir*, und wir als Europäer brauchen und wollen den Ort, der uns Gemeinschaft und Verwandlung spüren lässt.